

Die Wandlung in den deutsch-schweizerischen Sympathien

Autor(en): **Meier, A. / Bovet**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **20 (1918)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749863>

Nutzungsbedingungen

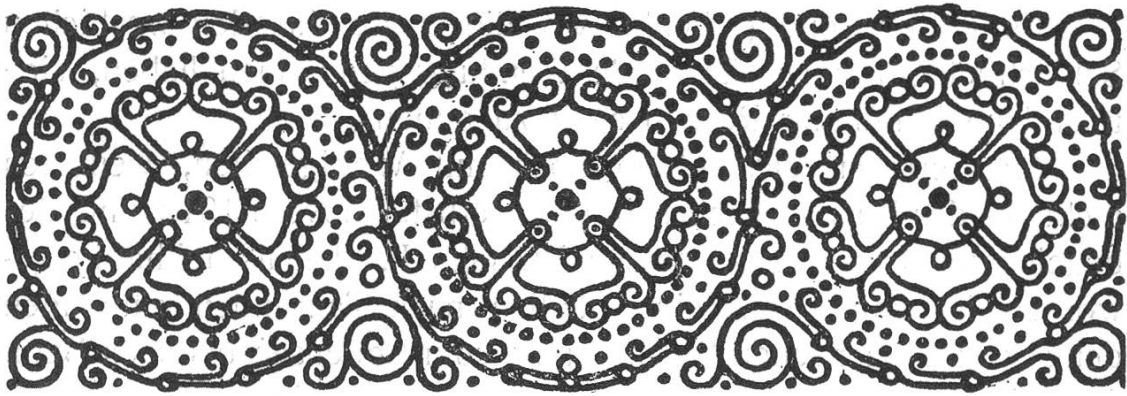
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIE WANDLUNG IN DEN DEUTSCH-SCHWEIZERISCHEN SYMPATHIEN

Als am 18. Juli die Fochsche Gegenoffensive so glücklich einsetzte, war ich doch erstaunt, von allen Seiten, von Leuten aller Art mit beschränkterem und weiterem Horizonte, den Ausdruck einer unverhohlenen Genugtuung zu hören. Es war gewiss nicht Schadenfreude; es war ein Gefühl der eigenen Erlösung von einem beklemmenden Druck. Man erlebte, dass dem Stolz-Gewaltigen auch seine Grenze gezogen war; man sah, wie der Übermut der sich einzig-groß Dünkenden getroffen wurde und fühlte sich selbst im Schutze dieser strafenden Macht.

Man halte dagegen die frühere Stimmung bei den ersten deutschen Erfolgen noch bis weit ins zweite und dritte Kriegsjahr hinein, und man hat die *große Wendung* in den deutsch-schweizerischen Sympathien von rechts nach links. Es ist eine volle Drehung, und man hat zugleich den Zeitpunkt, in dem sie, obwohl lange vorbereitet, mit Entschiedenheit auch bei den Letzten eingetreten ist: *Brest-Litowsk*. Wer noch nicht mitgemacht hat, das sind die zeitungsgläubigen Leser der „Neuen Zürcher Nachrichten“ und sonst einige Unentwegte, die wohl gewisse Interessen haben, ferner einige weltferne Ideologen, die gerne an etwas Auserwähltes glauben und in ihrer Gläubigkeit nicht gerade über viel kritisches Talent verfügen, oder dann sind es Leute, deren Denken so ordnungsgemäß militarisiert ist, dass sie am besten täten, in den Bund der Kaiserstreuen einzutreten.

Es ist notwendig, heute, wo die Dinge auf den westlichen Schlachtfeldern auch die große Wendung genommen haben, sich über jene Wandlung Rechenschaft zu geben.

Man erinnert sich — ob noch mit Wohlgefallen, weiß ich nicht — des Kaiserbesuches in den Herbstmanövern 1912 und des begeisterten Empfanges, dessen Wilhelm II. damals teilhaftig geworden ist von seiten einer täglich nach Tausenden zählenden deutsch-schweizerischen Bevölkerung vom Bodensee bis nach Bern. Jene Gefühle waren echt; es war so gemeint, wie es aussah. Der deutsche Kaiser durfte das Gefühl haben, in der deutschen Schweiz so populär zu sein wie in seinem deutschen Reiche, so weit er es dort damals war. Jener Besuch wirkte lange nach. Er war keineswegs eine Episode, die aufregt und vorübergeht. Man wird später einmal würdigen können, wie sehr er ein Stück Geschichte bedeutete.

Der Boden für die Sympathien von 1914 war vorbereitet. Es gehört nicht hieher, weiter zurückzugreifen und jene Stimmung beim Kaiserbesuch herzuleiten; genug, sie war da. Sie setzte sich zusammen aus jenem Bluts- und Stammesgefühl, das schon 1870 ein C. F. Meyer von sich bekannt hat; aus der Tätigkeit der Phantasie, denn kein anderer Herrscher hatte so seit Jahren die Einbildungskraft des Volkes beschäftigt wie der deutsche Kaiser. Und nun stand alles mit samt seiner romantischen Person sichtbar und hoheitsvoll vor jedermanns Augen. Man konnte sich rühmen, ihn gesehen zu haben. Denn es war auch ein Stück Eitelkeit mit dabei; man fühlte sich geehrt und geschmeichelt, dass der hohe Herr sich die Mühe genommen und sich herabließ, einem die Ehre anzutun. Wie er dann gar alles so schön in Ordnung fand, da hatte man ja auch die nutzbare Wirkung der doch etwas kostspieligen Zeremonie und fühlte sich beruhigt und geborgen.

So kam 1914. Man *glaubte* es, dass Deutschland überfallen worden. Es sah so aus, und man verzieh dem Friedfertig-Gewaltigen, dass er in der Not kein Gebot kannte; man gab ihm recht, so wie man dem recht gibt, der von sich sagen darf, „das Größte tut nur, wer nicht anders kann“. Mit selbstsüchtiger Gerechtigkeit sah man die deutschen Heere ihren Weg weit weg durch Belgien nehmen, das, wie man sich sagen ließ, eben sein Heerwesen vernachlässigt hatte. Man war viel zu froh, selbst verschont worden zu sein, und der unglückliche Verzweiflungskampf des Gewürgten

vermochte nicht den Abscheu vor dem mächtigen benachbarten Würger zu erregen. Man war auch viel zu misstrauisch gegen Westen hin und dachte nur: Hilf dir selbst, was geht der Andere dich an! Dann hatte der große Nachbar, der aus der tragischen Verkettung der Mächte beim besten Willen sich nicht rein herausbringen konnte, so schön und aufrichtig bekannt, dass er unrecht tue und es wieder gut machen werde. War das nicht ein Beweis seiner Unschuld?

Man *glaubte*, dass Deutschland einen reinen Verteidigungskrieg führte, und wusste, welchen Anteil man selbst an den heiligsten Gütern hatte, die es verteidigte, an seiner Kultur, an alledem, was aus seinem Gemüte und seinem Geiste in seiner Sprache geschrieben und geschaffen worden war. Man fing an, unter dem Kriege zu leiden, nach dem Schuldigen zu suchen und ihn dafür zu hassen: England. Man glaubte es so; die Geschichte wird einst richten, und fast möchte man wünschen, ein Gott stiege hernieder und spräche das unanfechtbar gerechte Urteil in diesem größten aller Prozesse.

Aber indessen, so weit menschliche Kurzsichtigkeit das jetzt schon vermag, hat man sehen müssen, wie diese Verteidiger, wenn sie es je waren im Wissen und Willen ihrer Führer, wie sie ihre gerechte Sache, wenn sie es je gewesen ist, in ihr Gegenteil verkehrten. Den uneingeschränkten Unterseekrieg mochte man als grausame aber wirksame Waffe noch gelten lassen. Aber schon die Sprache, die Gebärde, die Haltung, mit der er verkündet wurde, musste die Besorgnis wecken. Das waren doch nicht mehr dieselben Leute, die aus einer Gewissensnot keinen andern Ausweg mehr wussten, waren nicht mehr diejenigen, die in ihrer Not kein Gebot kannten, sondern solche, die Macht vor Recht gehen ließen und eine Rücksichtslosigkeit glaubten an den Tag legen zu dürfen, die nur einem beispiellosen Eigendünkel und Übermut entspringen konnte, aus einer Missachtung der andern Völker als einer nicht zu respektierenden Zivilistengesellschaft, die sich à la Zabern zu ducken hatte. Zudem bekam man die Wirkungen zu spüren, und das Kriegsende kam deswegen doch nicht.

Aber es kam im Juli 1917 die *Friedensresolution* des deutschen Reichstages: Verständigungsfriede ohne Annexionen und Kontributionen. Es folgte die Antwortnote der kaiserlichen Regierung

auf die Papstnote, wo die Reichsregierung sich ausdrücklich auf den Boden des Reichstages stellte. Dann folgte der Zusammenbruch Russlands und gab Gelegenheit, alle unsere Erwartungen, die sich vertrauensvoll an Reichstagsresolution und kaiserliche Antwort knüpften, wahr zu machen. Es war in unsern Augen die Gelegenheit für das deutsche Volk und das deutsche Reich, uns alles das, woran wir ihm bisher in guten Treuen geglaubt hatten, als wahr zu beweisen, uns Gewissheit zu geben, durch Taten jenes Wunder und Zeichen zu tun, nach welchem wir Kleingläubigen verlangten.

Aber das Wunder kam nicht. Es kam das Gegenteil von alledem, was nach unserm Erwarten hätte geschehen sollen. Dabei war das Schlimme nicht einmal so sehr der Gewaltfriede mit seinen schlecht verdeckten Annexionen; das Schlimmste war, wie sich die Herren bis tief hinein in dem eroberten Lande gebärdeten und es noch tun. Nein, auch das nicht; das Schlimme war das Spiel mit Worten, war der Bruch des Vertrauens, war die Abkehr von einem feierlich gegebenen Versprechen, war der *Beweis*, dass die *Entente* in einem sicher *recht hatte*, wenn sie sagte, dass dieser deutschen Regierung und diesem Reichstag nicht zu trauen sei, dass sie keinen Glauben verdienen, weder hier noch überhaupt.

Und von da geht nun unser wachgewordenes Misstrauen rückwärts in die Zeiten bis 1914 und weiter, und vor ihm verkehrt alles sich in sein Gegenteil, in Lug, Trug und Brutalität. Hinein aber mischt sich die klare Einsicht, was aus uns selbst würde, wenn diese Macht siegen sollte. Sind wir unserer Lage nach nicht auch eins jener Randvölker? Wir stehen mit dem Koloss freilich nicht im Kriege; aber der Machthunger fragt nicht lange, wer ihn gereizt; er verschlingt.

Die Ursachen im Wandel unserer Sympathien sind *enttäuschter Glaube* und *Sorge für uns selbst*. Noch bleibt eine wichtige Frage für uns deutschsprechende Schweizer: Was wird nach dem Kriege aus der deutschen Kultur werden, auf die wir angewiesen sind wie auf deutsche Kohle und amerikanisches Mehl? Sie ist wichtig genug, so ernsthaft erwogen zu werden wie die Fragen nach unserer innerpolitischen und wirtschaftlichen Zukunft.

BASEL

A. MEIER

* * *

Ein brieflicher Verkehr mit Herrn Dr. A. Meier, der vor etwa zwei Jahren stattfand, erhöht noch für mich den Wert des symptomatischen vorliegenden Artikels. Die Wandlung in ihm wurde nicht etwa durch die neuesten Siege der Alliierten veranlasst, sondern durch die ernsteste Prüfung der politischen Ereignisse. In der Frage, die Herr Dr. A. Meier am Schlusse aufwirft, glaube ich ihn beruhigen zu dürfen. Die führenden Geister der Entente denken nicht daran, die durch schwere Prüfung geläuterte deutsche Kultur zu bekämpfen; die neue Welt wird diese Kultur nicht entbehren können; und in dieser Mitarbeit aller höheren Kräfte fällt der Schweiz eine große Aufgabe zu. Die Stunde rückt heran, von der ich schon im Oktober 1914 sprach und die ich mit unerschütterlichem Glauben seit vier Jahren erwarte. (*Wissen und Leben*, Band XIV, Seite 650.) Unsere Zeitschrift ist für Recht und Freiheit eingetreten; nach dem entscheidenden Siege der guten Sache, wird sie auch für das deutsche Volk dasselbe Recht und dieselbe Freiheit beanspruchen.

Die deutschen Staatsmänner klagen bitter über den Mangel an Vertrauen. Damit bezeichnen sie ganz richtig die Hauptschwierigkeit, die heute jede Friedensverhandlung verunmöglicht. Sie sehen aber nicht ein, dass sie selbst dieses Misstrauen verschuldeten! Sie bleiben eben die Alten: bereit zu Kompromissen, doch unberührt vom neuen Geiste, aus dem eine *andere* Welt geschaffen wird. Der wahre Friede soll nicht vom Sieger dem Besiegten diktiert werden; er soll unter *anderen* Menschen entstehen, wie Licht und Segen aus der Reue entstehen.

Die Staatsmänner sind nicht das deutsche Volk; wir erwarten den Tag, wo dieses Volk zum Worte kommt.

BOVET

: □□□